Briefliche Mittheilungen, Oeconomisches und Feuilleton.

Ein Vorschlag zu Versuchen über den Einfluss der Unfruchtbarkeit auf das Aeussere bei Hühnervögeln.

Bisher ist von Wirkungen dieser Art bei männlichen Thieren überhaupt nur äusserst wenig bekannt; oder vielmehr, die Zahl der Fälle, wo man einen solchen Einfluss auch bei ihnen kennt, ist sehr beschränkt. Indess kommen deren doch eben wirklich vor; und zwar treten sie da, wo sie vorkommen, regelmässig ein. So bei den entmannten Haushähnen, und bei den Wiederkäuern unter den Säugethieren. Nur ist die Wirkung bei letzteren beziehungsweise nicht bloss wesentlich verschieden, sondern zum Theil eine geradezu entgegengesetzte. So bekommt z. B. ein Stier nie so lange Hörner, wie ein verschnittenes Männchen (Ochse) derselben Grösse und Raçe; und zugleich werden Stiere nie so gross, wie Ochsen. Bei einem Hammel dagegen bleiben die Hörner stets weit kleiner, als bei einem Widder. Männliche hirschartige Thiere, wenn sie hinreichend früh castrit worden sind, bekommen sogar überhaupt gar keine; sie bleiben dann also hierin den Weibchen gleich. Von den Ochsen könnte man, gerade umgekehrt, sagen: sie gehen sowohl hierin, wie in Betreff ihrer Gesammtgrösse, über den Charakter der Männchen und Weibchen hinaus. Denn bekanntlich haben auch die Kühe verhältnissmässig längere, obgleich dünnere Hörner, als die Stiere. Bei den weiblichen Schafen findet stets in hohem Grade das Gegentheil hiervon Statt. Ihre Hörner sind, auch schon im wilden Zustande, sehr viel kleiner, als jene der Widder; und die castrirten Männchen (Hammel) kommen ihnen darin sehr nahe oder gleich.

Unter den Vögeln werden bloss die Haushühner bei uns noch ziemlich oft, in Frankreich noch sehr oft, künstlich unfruchtbar gemacht; und zwar geschieht es da mit beiden Geschlechtern. Indess lässt man beide, namentlich aber die weiblichen (Poularden), nach dieser Operation sehr selten lange genug am Leben, dass man im Stande sein könnte, die Wirkung derselben auf das Aeussere der Thiere hinreichend zu erkennen und zu sehen, wie weit sie allmählich gehen könne.

Bei den Poularden würde sie ohne Zweifel darin bestehen, dass sie bereits nach kurzer Zeit anfangen würden, hahnenfederig zu

werden. Solche Weibchen, selbst von gewönlichen Arten, haben für Sammlungen immer noch einen ziemlich hohen, die von selteneren einen sehr bedeutenden Werth. Schon desshalb, — abgesehen von dem physiologischen und sonstigen wissenschaftlichen Interesse, — würde es gewiss in dem eigenen materiellen Vortheile Zoologischer Gärten liegen, einen Theil der in denselben aufgezogenen jungen Haushennen (und zahmer Enten von der Farbe der wilden), ganz besonders aber junge weibliche Fasane und Pfauen, zu „poulardiren". Und natürlich wären diese Gattungen darum vor anderen zu wählen, weil bei ihnen die Verschiedenheit der Geschlechter so auffallend gross ist. Sie hat also da eine lange Reihe von Abstufungen der Veränderung zur Folge, deren jede ihren Werth hat.*)

Die Kapaunen verhalten sich bekanntlich, was ihre Veränderung betrifft, in sehr eigenthümlicher Weise anders, als man hätte vermuthen sollen; und sie erinnern damit an den Unterschied zwischen Ochsen und Stieren. Nämlich sie bekommen, wenn man sie beiläufig ein volles Jahr, oder gar 2—3 Jahre alt werden lässt, etwas längere Hals- und bedeutend längere Schwanzdeckfedern, als die wirklichen (unverschnittenen) Hähne. Statt sich also hierin den Weibchen zu nähern, gehen sie noch über den Charakter der gewöhnlichen Männchen hinaus. Ehedem schlachtete man sie daher nicht so früh, wie es jetzt meistens geschieht: weil ihre Schwanzdeckfedern zur Anfertigung langer Federbüsche mehr gesucht und höher bezahlt wurden, als die von Hähnen. In der That glaube ich, dass ihre Gewohnheit, den Schwanz niedriger, also mehr „fasanenähnlich" zu tragen, nicht bloss in ihrem furchtsameren Wesen liegt; sondern ich halte dafür, dass sie zugleich mit auf der grösseren Länge und Schwere dieser Federn beruht, welche natürlich auch der Luftdruck mehr niederbeugt. Das Grösserwerden derselben aber dürfte

*) Bei einer so früh unfruchtbar gemachten Ente würde vermuthlich auch der Knorpel des Kehlkopfes (oder der Luftröhren-Kapsel) noch weich genug sein, dass ihre Stimm-Organe sich den männlichen ähnlich umgestalten könnten, also die Stimme gleichfalls jener der Enteriche ähnlich würde. Ein Versuch hierüber dürfte auch wirklich nur bei Enten möglich sein: da nur bei ihnen die Stimmwerkzeuge dem Geschlechte nach sehr verschieden sind. Bei einer zahmen von ganz weisser Farbe würde sich ferner ersehen lassen, ob, wie ich glaube, auch sie die gerade bei ihr zwecklos gewordene doppelte Mauser der wilden Männchen annehmen würde. (Vergl. den Artikel über Nilsson's unfruchtbar gewordene Ente, Heft Nr. 43, S. 29 u. ff. dieses „Journales".) Oder, wenn es nicht geschähe, so wäre dieses Unterbleiben ein Seitenstück dazu, dass auch die zahmen Enteriche meistens nicht zweimal mausern: sogar die nicht, welche die Färbung der wilden haben.

auf gleiche Weise zu erklären sein, wie das Grösserwerden der Hörner bei den Ochsen. Der Grund ist nämlich offenbar der: dass bei beiden ein Theil derjenigen Kräfte, welche nicht zu geschlechtlichen Verrichtungen verbraucht werden können, (weil diese überhaupt wegfallen,) — zu einer stärkeren Entwickelung des Gefieders und der Hörner verwendet wird. — Ob und wie bei den Kapaunen vielleicht auch der Fleischkamm und die Wangenlappen sich ändern mögen, darüber scheint überhaupt Nichts bekannt. Denn leider begeht man überall die Grausamkeit, den armen Thieren diese Theile wegzuschneiden, um sie desto leichter von den Hähnen unterscheiden zu können. Bei solchen, die man zu Versuchen bestimmte, müsste natürlich die Verstümmlung unterbleiben. Unter den mannigfaltigen Raçen von Haushühnern, welche man gegenwärtig besitzt, finden sich auch sehr grosse Verschiedenheiten in Betreff der Kämme, Fleischlappen, Federhauben, Schwanzdeckfedern u. s. w. vor. Desshalb lässt sich dergleichen Versuchen mit Kapaunen jetzt gleichfalls eine grössere Mannichfaltigkeit geben.

Ziehen wir nun die nahe Verwandtschaft der Haushühner mit den Fasanen in Betracht. Ihr gemäss wird man, wenn auch nicht eben mit voller Sicherheit, so doch nicht ohne hohe Wahrscheinlichkeit, von jenen auf diese schliessen dürfen. Dann aber wäre zu erwarten, dass verschnittene Hähne von Gold- und Silber-Fasanen gleichfalls längere Schwanz-, Hauben- und Halskragenfedern bekommen möchten, als die gewöhnlichen. Ja, vielleicht könnte eine solche Veränderung auch bei kapaunten Pfauen eintreten. Und wenn diess der Fall wäre: dann würde gerade hier, in Folge der so ungewöhnlichen Bildung und Länge der Steiss- und Schwanzdeckfedern, das Ergebniss gewiss ein sehr merkwürdiges sein.

Beide Operationen, das Kapaunen und Poulardiren, erfordern zwar einige Gewandtheit und Vorsicht; sie werden aber nur selten gefährlich für das Thier. Es mangelt auch fast nirgends an Leuten, besonders an Frauen, welche ein Geschäft daraus machen, daher sehr wohl darauf eingeübt sind. Und man wird besser thun, eine solche erfahrene Hand zu wählen, als die nicht darin geübte, wenn auch sonst geschickte eines gelehrten Wund- oder Thierarztes. Denn praktisch bleibt eben — „praktisch". Als Belege dafür kennt man, umgekehrt, gar wunderliche Geschichten von Misslingen in dem entgegengesetzten Falle. —

Berlin, den 7. Februar 1860. Dr. Gloger.
